

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Februar 2013

EICHMANN VOR JERUSALEM

Das unbehelligte Leben
eines Massenmörders

Bettina
Stangneth

Arche

Eichmann im Verhör

Von Klaus Riemer (zzb)

In einer Gedenkstunde zum Jahrestag der Wannsee-Konferenz im Clara-Sahlberg-Bildungszentrum erinnerten Alon Less, Sohn des israelischen Polizeioffiziers, der Adolf Eichmann sieben Monate lang verhörte, und Bettina Stangneth, Philosophin, Historikerin und Autorin mehrerer Bücher, an den Organisator der Endlösung.

Avner Less hat die stundenlangen Verhöre aufgenommen, in denen der Mann nach Ausreden suchte, der Millionen Juden in den Tod geschickt hat - auch den Vater von Avner Less - einen Berliner Fabrikanten, der als Frontsoldat des Ersten Weltkrieges im Januar 1943 von dem Konzentrationslager Theresienstadt nach Auschwitz deportiert

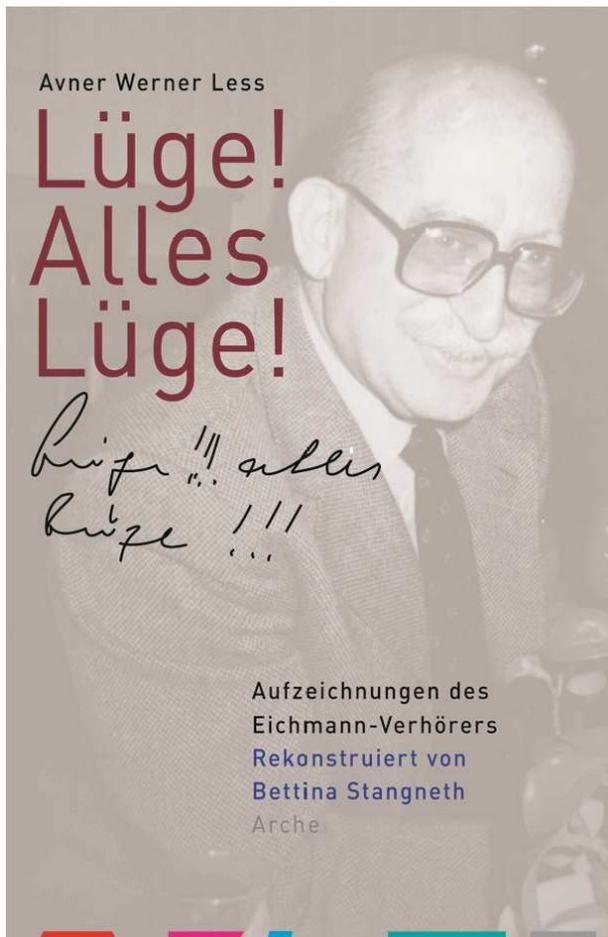
worden war. Als Träger des Eisernen Kreuzes genoss er, wie sein Sohn zu sagen pflegte, „das Privileg, als einer der Letzten umgebracht zu werden.“

Adolf Eichmann, am 19. März 1906 in Solingen geboren, kam 1913 mit seinen Eltern nach Linz an der Donau, wo er bis 1924 lebte.

Avner Less begegnete ihm am 29. Mai 1960 - und war enttäuscht. Da stand kein Bilderbuch-Nazi vor ihm, kein großer, blondhaariger, blauäugiger Hüne mit brutalem Gesichtsausdruck sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch mit spärlichem Haarwuchs, nicht besonders groß, bemüht, sich als Polizei-Kollege anzubiedern, verdrängend, dass er nie Polizist, sondern bei der SS und beim Sicherheitsdienst war. Doch er vergisst nicht, von „diesen fürchterlichsten Sachen“ zu sprechen, die er in seinem Leben gesehen habe. Gemeint ist Treblinka. Da sei ihm schlecht geworden, und er habe darüber berichtet. Seine Vorgesetzten hätten es aber nur kommentarlos zur Kenntnis genommen. Bettina Stangneth zieht in ihrem Buch „Eichmann im Verhör“ und im Gespräch das

Inhalt

Eichmann im Verhör	1
Gedanken eines Berichterstatters	2
Zeitzeugenbesuch in der Schule...	4
Heimat - Gedanken und Gefühle	6
Besuch im Haus Birkholz	7
Ich bin Griechin und Berlinerin	7
Gerhard Schoenberner	7
Die Geschichte der Geschichte	8
In eigener Sache	10
Neu in der ZeitZeugenBörse	10
Gratulationen	10
Zeitzeugen gesucht	11
Veranstaltungen der ZeitZeugenBörse	12
Impressum	12



Fazit: „Das Interessante an allen Zeugnissen, die wir über Eichmann haben, also sowohl Protokollen aus seiner Machtzeit, als auch Tonbändern in Argentinien, als auch denen in Israel, ist, dass wir überall einen anderen Eichmann sehen. Wir sehen einfach wie klug dieser Mann und wie geschickt dieser Mann Rollen spielen kann. Wir sehen, wie er ganze Gedankengebäude entwerfen kann, je nach dem, wer sein Gegenüber ist. In Jerusalem ist das Bild, das er entwirft, ein Bild eines möglichst harmlosen Menschen, der fast ein Wissenschaftler ist, der gerne Historiker wäre, der gerne Philosoph wäre, also all das, was er unter Bildungsbürgertum, unter Aufklärung, für ihn etwas Jüdisches versteht. Und was so interessant ist, das Eichmann natürlich sehr viel erzählt, weil er ja gerne zum Wissen beitragen möchte, muss er ja auch etwas liefern. Er kann sich nicht nur dort hinsetzen und schöne Landschaften malen, sondern er muss auch der Chronist sein, und in dem Moment, in dem Eichmann versucht, den Chronisten zu geben, transportiert er selbstverständlich sehr sehr viele interessante Fakten und dadurch, dass Less sehr sehr gut vorbereitet ist und ihn ja auch konfrontiert mit

Beweismitteln, haben wir eben auch im Verhör, Reaktionen darauf.“

Die Veranstalter auf dem Podium konnten mehr als zufrieden mit dem Zuspruch sein. Nur wer auf der Liste stand, wurde eingelassen. Der Platz reichte nur für 300 Gäste. Alon Less und Bettina Stangneth trugen ihre Insider-Informationen mit sympathischem Understatement vor, das umso mehr auffiel, weil die Problematik eher dazu angetan war, mit bedeutungsschwangeren Stimmen nur aus den Protokollen zu zitieren. Wahrscheinlich konnten sich weder Angehörige noch Historiker der Ausstrahlung entziehen, mit der dieser israelische Polizeioffizier auf Menschen wirkte. Mit seinem fairen Vernehmungstil kam sogar Eichmann nicht klar, und hielt ihn zunächst für ein Zeichen „jüdischer Dummheit“. Der Sohn Alon bemerkte auch, dass manche ehemalige KZ-Häftlinge dafür waren, Eichmann härter anzugehen. Anfangs fühlte sich der zehnjährige Sohn durch das Medienecho, das seinem Vater zuteil wurde, geschmeichelt, ohne zu durchschauen, worum es eigentlich ging. Da die Meinungsverschiedenheiten nicht abrissen und Hannah Arendts „Banalität des Bösen“ erneut für Zündstoff sorgte, beschäftigte sich Alon Less mehr und mehr mit der Problematik und mit den Hinterlassenschaften seines Vaters. Endlich meldete er sich bei Bettina Stangneth, und fast im Handumdrehen fanden beide den gemeinsamen Nenner für die Zusammenarbeit. Auch die Historikerin und Autorin konnte sich der harmonischen Atmosphäre nicht entziehen, die sie bei der Beschäftigung mit Alons Eltern und mit deren intimen Aufzeichnungen vorfand. Sie sieht darin auch den Kraftquell, der es Avner Less ermöglichte, die qualvolle Zeit seiner Verhöre Eichmanns durchzustehen.

Gedanken eines Berichterstatters

Ein Wort in eigener Sache

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

Ab und an wurde ich gebeten, einen Bericht über Präsentationen im Halbkreis zu schreiben. Dazu sind mir Gedanken durch den Kopf gegangen, die ich weitergeben möchte - an andere, die wie ich, Berichte verfassen und an jene, über deren Präsentation berichtet wurde.

Was schreibe ich da? Ist es, kann es, sollte es ein Protokoll sein? Ein wörtliches oder ein inhaltliches? Eine Gesprächsnotiz? Ist es eine

Zusammenfassung? Reduziert auf einen Schwerpunkt? Niemand hat mir eine entsprechende Weisung oder Empfehlung gegeben. Ich bin frei in der Wahl meiner Berichtsform und damit auch des Inhaltes. Solche Freiheit ist verlockend und gefährlich. Es gibt niemanden, der mir zu meinem Bericht sagt „Das können Sie so nicht schreiben!“, denn er hat mir vorher nicht gesagt, was oder wie ich schreiben soll und kann nun nicht hinterher Kriterien setzen. Eine solche Freiheit ist ein Danaergeschenk, eine unheilbringende Gabe. (Siehe Seneca u.a.: Geschichte von Troja!) Deshalb ist es auch verständlich, wenn es manchmal schwerfällt, einen Berichtschreiber zu finden. Denn was er oder sie schreibt, hat dadurch, dass es zu Papier und Druckerschwärze und lesbar wird (oder zumindest werden könnte), eine Breitenwirkung, die vielleicht Unheil bringt - dem Schreiber und, nicht zu vergessen, dem Beschriebenen.

Wir kennen spätestens seit Heinrich Bölls Erzählung von der „Verlorenen Ehre der Katharina Blum“, wohin das durch „Verschriftung“ führen kann. Nun habe ich Berichte geschrieben und werde wohl auch noch gelegentlich einige versuchen zu schreiben. Aber - und das ist der Grund für dieses Wort in eigener Sache - ich möchte die Leser des Zeitzeugenbriefes auf die Hintergründe und Grenzen meiner - und vielleicht auch anderer - Berichte aufmerksam machen. Ich schreibe, was ich gehört habe. Aber - ich höre sozusagen stereo: mit dem einen Ohr versuche ich mitzubekommen, was der Erzählende sagt, und notiere es mir in ein dickes Schmierheft, mit dem anderen „schalte ich ab“ und denke: „Interessiert mich nicht, kenne ich schon.“ Es ist kein Wunder, wenn ich am Ende eines Halbkreises mit verwirrten Gedanken auf den Heimweg gehe. Was soll ich nun bloß schreiben? Der Weg von der *Landeszentrale für politische Bildung* zum Wittenbergplatz ist zehn Minuten lang - und für meinen wirren Geist der Filter. Ich habe es oft probiert wirklich. Mit einem Mal liegt da, wie heraus gesiebt aus dem Sand und Kies und Schotter in meinem Kopf, der Schlüssel zum Verständnis des Gehörten auf dem Gehweg. Doch es erschließt sich mir (fast) immer etwas, das ich selbst auch schon erlebt oder gedacht habe, es knüpft an meine Erfahrungen an. Und damit ist es für mich (!) verständlich und beschreibbar geworden. Aber wird es dem Erzählenden gerecht?

Der Auslöser, dass ich mir vorgenommen habe, über diesen sehr persönlichen Aspekt des Berichteschreibens nachzudenken, war im letzten Sommer eine sehr eindrückliche Geschichte aus dem Alltag der DDR mit vielen Details, die mir, einem Westberliner jener Jahre, einerseits ganz unbekannt, andererseits in ihren Auswirkungen sehr wohl bekannt und erfahren waren. Ich berichtete, was „ich mit dem einen Ohr gehört“ hatte, und das war mein „westliches Ohr“. Man mag fragen, ob nach mehr als zwanzig Jahren mauerlosem Berlin nicht endlich jenes Ost-West-Unterscheiden sein Ende haben mag. Ich nehme für mich in Anspruch, dass ich längst vor dem Mauerfall, ja noch vor ihrer Errichtung eine persönliche ja, man kann sagen liebevolle Beziehung „zum Osten“ gepflegt habe, zu den Menschen und zum Land. Aber in der Darstellung wurden Selbstverständlichkeiten des DDR-Alltags mit ihren Hintergründen vorgestellt, die mir von den Hintergründen her unbekannt, von ihrer Wirkung nach außen aber sehr wohl bekannt waren. Ich habe diesen „Westblick“, zugegeben abgedeckt, zum Ausdruck gebracht - und prompt eine Rückmeldung des Erzählers im Halbkreis erhalten: „Wie können Sie so etwas schreiben, ohne zu wissen, wie es wirklich war!“ Recht hatte er mit dem Hintergrund, unrecht mit der erfahrenen Auswirkung. Wir haben uns getroffen - und verständigt. Aber was hat diese Erfahrung für meine Berichterstattung bedeutet?

Wenn ich berichte, dann habe ich versucht, ein „drittes Ohr“ meinen zwei „Stereo-Ohren“ hinzuzufügen, das Ohr eines möglichen Zuhörers des Erzählenden. Was hat er uns heute erzählt? Vor wem wird er es wieder erzählen? Sind es Zeitgenossen, die Ähnliches vielleicht auch kennen? Sind es Kinder, denen die Sache wie ihre (Vor)Geschichte fremd sind? Der Erzähler im Halbkreis spricht vor Kennern, aber er will und soll vor fremden Ohren sprechen. Für ihn, den Erzählenden, schreibe ich meine Berichte. Manchmal muss ich sein Redekonzept umstellen oder gar neu fokussieren. Das mag ihn überraschen oder enttäuschen. Es ist mein Versuch, der spannenden Geschichte jene Pointe zu geben, die in ihr wie in einer Perle vermischt schlummert. Manchmal wünschte ich, es käme eine Rückmeldung: „Das habe ich nicht gesagt oder wollte es nicht gesagt haben“. Oder das Gegenteil. Wer 2 oder 3 unterschiedliche Ohren am Kopf hat,

hat auch alle Ohren voll zu tun – und hört oft nicht richtig zu!

Das sagt mir auch meine Frau von Zeit zu Zeit. Dies als mein Gruß zum Neuen Jahr der ZeitZeugenBörse.

Zeitzeugenbesuch in der Schule an der Haveldüne

Von Matthias Speidel, Historiker

Die beiden „Zeitzeugen“ **Hans Werk** und **Walter Sylten** besuchten am 26.11.2012 in der Schule an der Haveldüne in Spandau den Kurs „Politische Weltkunde (PW)“ mit 14 Schüler/innen der 9. Klassen.

Beide Zeitzeugen berichteten zunächst über ihre jeweils unterschiedlichen Erfahrungen als Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus.

Hans Werk begründet seinen Schulbesuch vor den Schülern mit den Worten: „Gerade heute sollten Schüler nicht, wie er damals, den Versprechungen nationalistischer Ideologie aufsitzen“.

Hans Werk ist Jahrgang 1927 und in der Neumark aufgewachsen. Er beschreibt seinen Heimatort als eher ländliche Gegend, die Eltern haben einen Hof und eine eigene Viehschlachtung. Sein Vater verweigert sich, in die NSDAP einzutreten, obwohl es ihm wirtschaftliche Vorteile verschafft hätte. Hans Werk selbst muss als Kind selbst auf dem Hof mithelfen und verdient sich damit Geld für Fahrten nach Berlin zu den Großeltern.

Ideologisiert wird er bereits früh als Jugendlicher über die Lehrer in der Schule bzw. über die Jugendorganisationen der NSDAP. Sein Vater verweigert ihm aber den Besuch einer Adolf-Hitler-Schule (nationalsozialistische Eliteschule, ähnlich den Napolas) und schickt ihn anstelle auf ein „normales“ Gymnasium. Mit den reichsweiten Pogromen am 09.11.1938 ist er vollkommen einverstanden. Er wird bereits sehr jung zum HJ-Führer und erhält de facto „quasi-polizeiliche“ Befugnisse in seinem Heimatdorf. Eltern und Großeltern stehen dagegen dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber. Sie haben selbst auch jüdische Bekannte. Hans Werk berichtet, dass seine Eltern bewusst politische Themen nicht ansprachen, da sie befürchteten, vom Sohn denunziert zu werden. Vor allem die Großmutter warnt ihn vor einem kommenden Krieg. Werk hat ihr

damals nicht geglaubt. Heute mahnt er: „Auf Vorbilder hören!“

Durch die frühe Ideologisierung meldet sich Werk freiwillig zur Waffen-SS. Er wird bei Buchenwald stationiert. Allerdings ist er dort nicht Teil der Wachmannschaft des KZ, sondern bei einer „regulären“ militärischen Einheit der Waffen-SS eingesetzt, wie er sagt. Bei einem Bombenangriff auf Buchenwald wird er verletzt und dabei von Häftlingen gerettet. Nach Genesung und weiterer Ausbildung kommt er dennoch in den letzten Kriegsmonaten zum Einsatz. Prägend bleibt für ihn dabei, dass sein Vater ihm beim Abschied vorwirft, dass er sich freiwillig gemeldet hat. Das sei das letzte Gespräch zwischen Vater und Sohn gewesen. Die flüchtenden Eltern werden von Truppen der Roten Armee verschleppt und bleiben verschollen.

Auch nach dem Krieg und Gefangenschaft bleibt Werk überzeugter Nationalsozialist. Hans Werks Läuterung beginnt erst 1951 mit Kontakten zur Gewerkschaft. Dort hätte man ihm „den Kopf gewaschen“. Er erfährt, dass viele Gewerkschafter und Sozialdemokraten gegen den Nationalsozialismus kämpften und ermordet wurden. Nicht zuletzt deshalb tritt er 1953 in die SPD ein.

Walter Sylten, geboren 1930, erfährt wie Hans Werk eine starke Ideologisierung an der



Schule. Er sei ebenso der nationalsozialistischen Indoktrination zunächst aufgesessen – vor allem was den Antisemitismus betrifft. Sein Nicht-Engagement in der HJ geschah weniger aus Überzeugung, vielmehr verdankt er einem Zufall, das er vom Mitmachen verschont blieb.



Walter Sylten spricht in seiner Vorstellung viel von seinem Vater, Werner Sylten. Dieser hätte ihm erzählt, dass sein Großvater eigentlich Jude gewesen war. Nach den Nürnberger Rassengesetzen wäre der Vater damit „Halbjude“ und er, der Sohn, „Vierteljude“. Diese Erkenntnis hätte ihn dazu gebracht, das grundlegend Gelernte und das NS-Regime infrage zu stellen. Syltens Mutter hätte die Zerrissenheit aber nicht ausgehalten. Sie stammte aus einer stark nationalsozialistischen Familie und konnte den inneren Widerspruch und den Druck, mit einem „Halbjuden“ verheiratet zu sein, nicht ertragen. Sie beging Selbstmord. Walter Sylten war damals vier Jahre alt. Zu ihrer Beerdigung erschien der Bruder nicht, da er nicht mit einem „Halbjuden“ am Grab seiner Schwester stehen wollte. Sylten erwähnt, dass die Mädchen aus einer Fürsorgeanstalt, die sein Vater als Pfarrer in Thüringen leitete, zu seinen Ersatzmüttern wurden.

Aufgrund seiner theologischen Einstellung wird der Vater im „Völkischen Beobachter“ angegriffen. Im Artikel fordert man die Entlassung seines Vaters aus dem Kirchendienst. Sowohl die Kirche als auch die politischen Ebenen Thüringens sind aber bereits sehr früh und sehr stark gleichgeschaltet bzw. mit Parteigenossen durchsetzt. In der Kirche erfährt der Vater daher keinen Rückhalt. Er wird entlassen und geht mit seinen Söhnen nach Berlin. Der Vater engagiert sich im kirchlichen Widerstand. Er wird verhaftet und nach Dachau gebracht, schließlich in der Tötungsanstalt Hartheim bei Linz ermordet.

Sylten selbst sei durch den Krieg kaum beeinträchtigt worden. Den Einmarsch der Russen in Berlin überstand er recht gut. Bereits 1945 war er in Berlin im

Jugendausschuss, beim Aufbau von Jugendbildungsprogrammen tätig. Interessant war für ihn, dass er ehemalige Nationalsozialisten nun in den Reihen der Kommunistischen Partei wiedersah.

Sylten lebte nach dem Krieg zunächst in Ost-Berlin. Er verortete sich als sozialistischer Christdemokrat bei der Ost-CDU. Als er eine oppositionelle FDJ-Gruppe gegen die kommunistischen Posteninhaber gründete, geriet er zunehmend in Konflikt mit SED/FDJ/FDGB. Ein Studienplatz an der HU wurde ihm daraufhin verweigert, weshalb er sich an der neugegründeten FU einschrieb und in den westlichen Teil Berlins zog. Mit der zur Volkspartei mutierten SPD fand auch er dort eine politische Heimat.

Im Anschluss an die Berichte hatten die Schülerinnen und Schüler (kurz: SuS) die Gelegenheit, Fragen an die beiden Zeitzeugen zu stellen. Die Fragen der Schülerinnen und Schüler lauteten u.a.:

- SuS: Hat jemand von Ihnen Adolf Hitler (AH) persönlich getroffen oder gesehen?

Beide Zeitzeugen verneinen dies. Walter Sylten berichtet, dass er nur das Auto von AH einmal gesehen hätte.

- SuS: Fragen an Hans Werk, ob sein Eintritt in die Waffen-SS an besondere Bedingungen geknüpft war.

Hans Werk erzählt noch einmal, dass er sich freiwillig gemeldet hat (Grund: seine frühe Ideologisierung), dass er aber eigentlich zur Luftwaffe wollte. Ist dankbar dafür, dass er sich nicht an Verbrechen beteiligt hat.

In diesem Zusammenhang kommt Walter Sylten auf das Schicksal seines Vaters zu sprechen, der als Insasse des KZ Dachaus in die Tötungsanstalt Hartheim nach Linz gebracht und dort in der Gaskammer ermordet wurde.

Mein Kommentar als Historiker:

Zeitzeugen als Erzählende im Unterricht sind immer ein heikles Unterfangen. Wie in diesem Fall haben die Zeitzeugen oft ein sehr ausgeprägtes Bedürfnis, über ihre persönlichen Erfahrungen (in diesem Fall zwischen 1933-45) zu sprechen – zumal an ihrem Lebensabend. (s.a. „Kindheit im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg / Trauma im Alter“) <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=18253>

Das Gespräch sollte jedoch in erster Linie pädagogisch sinnvoll sein. Zudem muss beachtet werden, dass sich die Zeitzeugen nicht zu sehr in Details verlieren (Da hätte ich als Kursleiter vielleicht früher einwirken müssen). Denn für die SuS war das ab einem bestimmten Moment auch ein wenig langweilig. Dennoch waren sie sehr diszipliniert, haben zugehört und gefragt. Sie zeigten sich an den von Hans Werk mitgebrachten Dokumenten sehr interessiert.

Themen für die Nachbereitung (Ideen):

Jugend im Nationalsozialismus, vor allem die Ideologisierung durch den NS-Apparat, Begriffe & Stichwörter: „Pogrom 09.11.1938“, Hindenburg, HJ, SS, Buchenwald, Dachau, Arbeitslager, Vernichtungslager, Nürnberger Rassengesetze, Arier, Julius Streicher, Der Stürmer, Deutsche Christen, Bekennende Kirche, Euthanasie, Aktion-T4, Tötungsanstalt Hartheim/Linz.

Heimat - Gedanken und Gefühle

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Am 29.11.2012 fand in den Räumen der Deutschen Gesellschaft e.V. im Mosse-Palais die Preisverleihung im studentischen Wettbewerb „Nation 2012? Was bedeutet Nation heute?“ statt. Die Juroren - u.a. die Professoren Peter Brandt und Jens Reich – hatten aus den zum Thema eingereichten Essays vier ausgewählt.

Die Verfasser wurden vorgestellt und präsentierten sich und natürlich ihre Gedanken und die bei aller Jugend doch schon vielfältigen Erfahrungen auf einer recht kurzweiligen Podiumsdiskussion. Jedenfalls für mich war beeindruckend, mit welcher unverkrampfter Souveränität der Begriff „Heimat“ von jungen Leuten heute – wieder? – verwendet wird, denen „Grenz – Erfahrungen“ nicht nur weitgehend fehlen, sondern die auch

– wie eine der Preisträgerinnen – „mal eben“ aus Dublin anreisen, wo sie derzeit studiert.

Ein wenig neidisch war ich schon ... und wurde nachdenklich. Was ist Heimat? „Ubi bene, ibi patria“ – so heißt es im Lateinischen. „Wo es mir gut geht, ist meine Heimat“. „Patria“ hat aber auch die Bedeutung „Vaterland“. Also: Heimat = Vaterland? Wird damit der gefühligen Heimat nicht eine politische Mütze (gar eine Pickelhaube?) übergestülpt? Von solchen Verkrampftheiten waren die frischen, aufgeweckten und rundum sympathischen jungen Leute völlig frei ...

Und einige Tage später holt mich das doch alles wieder ein: Selbst in einer Stadt geboren, die in ihrer fast tausendjährigen wechselvollen Geschichte oft ihre Staatszugehörigkeit gewechselt hat, in der SBZ/DDR aufgewachsen und seit 1958 praktisch ununterbrochen in Berlin(West) lebend, habe ich es stets als ärgerlich empfunden, wenn von den Vertriebenenverbänden – ungefragt und auch in meinem Namen – Forderungen erhoben wurden, die sich allzu häufig als Steine auf dem Weg bundesrepublikanischer Diplomatie erwiesen. Und angesichts der Querelen um die „Stiftung Flucht Vertreibung Versöhnung“ muss man sagen: Bis in die Gegenwart.

Wenn nun in einer Studie des *Instituts für Zeitgeschichte* nachgewiesen wird, dass von den 13 Gründungsmitgliedern des Bundes der Vertriebenen im Jahre 1958 vermutlich zwei in Kriegsverbrechen verstrickt, zwei weitere schwer belastet und lediglich zwei als unbelastet einzustufen sind, dann beflügelt das jedenfalls die Phantasie, wofür die Volksmusik- und Trachtengruppen auf den publizistisch ausgeschlachteten Treffen der unterschiedlichen Landsmannschaften wohl auch zu dienen bestimmt waren ... Aber auch hier funktionierte der Antikommunismusreflex zuverlässig: Wenn es von „Drüben“ hieß, diese Verbände seien eine Ansammlung von Revanchisten, Kriegstreibern und sonstwas noch – wurde ebenso reflexhaft dagegen gehalten.

Abgeschweift? Vielleicht. Aber eine Antwort darauf, was Heimat ist, habe ich allenfalls für mich und vielleicht auch nur vorläufig:

Da, wo meine Gedanken und Erinnerungen gern verweilen. Und das können auch verschiedene, weit auseinander liegende Orte sein.

Besuch im Haus Birkholz

Von Hubert Draegert, Zeitzeuge

Vereinbarungsgemäß war ich Zeitzeuge in einer regelmäßig stattfindenden Gesprächsrunde im Seniorenheim Birkholz in der Gervinusstraße am Bahnhof Charlottenburg. Thema: *Weihnachten während der Kriegszeit*. Die Moderation erfolgte durch Herrn Gordon Urban. Um die 15 Zuhörer aus dem Haus und der Umgebung waren anwesend. Getränke und kleine Snacks wurden gereicht. Ausgangspunkt waren meine persönlichen Erinnerungen an das Weihnachtsfest 1944,

das ich mit Mutter und Bruder in Berlin verlebte. Aus der Evakuierung aus Schlesien kommend, um nach der Wohnung zu schauen, gab es im Januar 1945 kein Zurück mehr, da die Russen - aus dem Weichselbogen kommend - bereits die Reichsgrenze erreichten. Dadurch blieb uns die Flucht erspart, was wir damals u. U. so noch gar nicht realisiert hatten. An dieser Stelle entspann sich nun eine Diskussion mit Erlebnisberichten der Anwesenden.

Der Gesprächsabend dauerte knapp zwei Stunden.

Ich bin Griechin und Berlinerin

Pigi Moumouri erzählt
Laufzeit 47 Min.

Kapitel

1. Meine Arbeitsstelle - TO SPITI in Neukölln
2. Die ersten Jahre in Berlin – Ankunft und Studium
3. Kindererziehung und Rückkehr ins Arbeitsleben
4. Die Auslands griechen - in Berlin Griechen und in Griechenland Deutsche
5. Lebensentscheidungen - Rückkehr oder Bleiben oder ein Dazwischen
6. Der Fall der Mauer – Die Griechen aus dem Osten sind anders als die Griechen aus dem Westen

Copyright 2012
ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin
Tel. 030-44046378 -info@zeitzeugenboerse.de
www.zeitzeugenboerse.de
© Foto: Pigi Moumouri

Berliner Zeitzeugen erzählen

Ich bin Griechin und Berlinerin

Pigi Moumouri
erzählt von ihrem Leben und ihrer Arbeit
Laufzeit 47 Min.



Zeitzeugenbörse e.V. Berlin **zzb**

Ich bin Griechin und Berlinerin

Pigi Moumouri erzählt
von ihrem Leben und Ihrer Arbeit
Von Gertrud Achinger,

Was lange währt, wird endlich gut, kann man über dieses Video-Interview sagen. Pigi Moumouri hat uns schon 2010 von ihrem Leben und Ihrer Arbeit erzählt, aber dann hat es bis Ende 2012 gedauert, bis die DVD endlich fertig war. Vielleicht deshalb ist sie besonders schön und interessant geworden.

Pigi Moumouri war bis Ende 2012 Leiterin von TO SPITI, einem interkulturellen Frauen- und Familienzentrum in Neukölln. Sie ist eine engagierte Anwältin ihrer griechischen Landsleute in Berlin. Ebenso engagiert fördert sie aber auch den interkulturellen Austausch. Im Interview erzählt sie von den sprachlichen Schwierigkeiten am Anfang, Heirat und Kindererziehung, ihrem Studium und ihrer Arbeit bei TO SPITI.

Sie berichtet von Unterschieden zwischen den Griechen: In Ostberlin kamen sie überwiegend

als politische Flüchtlinge in die DDR, und in Westberlin als griechische „Gastarbeiter“. Für alle Griechen der älteren Generation stellt sich jetzt auch die Frage nach Rückkehr oder Bleiben oder einem „Dazwischen“. Auf ein „Dazwischen“ freut sich auch Pigi Moumouri selbst, die ihrem Heimatland eng verbunden ist, aber inzwischen auch sagt: „Ich bin eine Berlinerin“.

Das Team der ZZB (die Kameraleute Michael Thümer, Katharina Franz und Franziska Wölky, die Interviewer Peter Mosler und Gertrud Achinger sowie Peter Fechner, verantwortlich für den Schnitt) hat durch die Begegnung mit Pigi Moumouri viel über interkulturellen Austausch erfahren. Wir haben den interkulturellen Garten Perivoli besichtigt, an Festen und Feiern teilgenommen, uns über den ungezwungenen Umgangstil bei TO SPITI gefreut und einige köstliche griechische Gerichte genossen.

Die DVD mit Pigi Moumouri (47Min.) kann gegen eine Schutzgebühr von 5 Euro bei der ZZB bestellt werden.

Gerhard Schoenberner

Pionier der Erinnerung,
Stimme der Verfolgten oder
Dichter der Menschengeschichte
Von Peter Mosler, Zeitzeuge



„Der gelbe Stern“ ist sein säkularer Erfolg geworden, immer wieder übersetzt und neu aufgelegt. Gerhard Schoenberner hat Bücher, Artikel, Ausstellungen, Filme produziert. Er hat mich noch in den letzten Monaten des Jahres 2012 darin unterstützt, den Kandidaten Sener Levent, den türkisch-zypriotischen Journalisten, für die Ossietzky-Medaille der Internationalen Liga für Menschenrechte vorzuschlagen.

Schoenberner schreibt von deutscher Geschichte, Weltgeschichte, Menschengeschichte ... Am 4. November erlebte ich ihn im Buchhändlerkeller in Berlin bei einer Lesung. Er war intellektuell präsent, reagierte druckreif auf Publikumsfragen, vital und spontan. Als ich ihn um ein Autogramm bat, sagte er: „Später, ich muss erst die Gäste begrüßen.“ Gut, dachte ich - ich werde ihn in seinem Haus in Dahlem besuchen.

Einen Monat danach, am 10. Dezember 2012, ist er gestorben. Er bereitete eine Neuausgabe des „Gelben Stern“ vor. Etliche Berliner Initiativen, die sich ihm verpflichtet

fühlen, publizierten eine Todesanzeige im „Tagesspiegel“, gezeichnet von Wolfgang Benz (TU) bis Herbert Wiesner (PEN).

Für Schoenberners Frau Mira ist sein plötzlicher Tod ein Schock gewesen. Sie hat sein Leben geteilt und mit ihm nachgedacht, geschrieben, korrigiert. Aber ihr Name kam nicht vor. Sie bemerkte bescheiden: „Die Firma heißt Gerhard Schoenberner.“ Der Autor sagte mir: „Ohne unsere Frauen sind wir nichts.“

Den tiefsten Eindruck hinterließen bei der Gedenkfeier zu Schoenberner nicht die Lobeshymnen zu seiner Biographie, sondern seine Gedichte.

Doch er hat gelebt als ein republikanischer Kämpfer, in der Nachbarschaft von Ossietzky, Tucholsky, Hiller u.a. großen Namen der Weimarer Republik. Hätte es mehr seines Schlags in der Bundesrepublik Deutschland gegeben, hätten wir mit weniger politischen Skandalen leben können. Er war hartnäckig und zielstrebig - Stimme der Verfolgten. Wenn er ein Lehrer für mich gewesen ist, dann darin, dass er nachhaltig in leisem Ton für seine Sache sprach, die er über 20 Jahre bis zu ihrer endgültigen Ausführung verfolgte.

(s.a. *ZeitZeugenBrief* November 2011; ausführliche Nachrufe von mir sind in den online-Kulturmagazinen *faust-kultur.de* und *perlentaucher.de* zu finden.)

Die Geschichte der Geschichte

NAPOLA

Wie der Film von der Historie abweicht - nachgetragener Rat eines historischen Beraters
Von Hans Müncheberg, Zeitzeuge

Mitte Februar 2003 erhielt ich einen Anruf der OLGA-Film München. Ob es zutraf, dass ich fünf Jahre auf einer „Napola“ gewesen wäre und ein Buch über diese Zeit geschrieben hätte. Und ob ich ein Drehbuch zu einem Film über eine solche Napola mit den Augen eines historischen Beraters lesen könnte. Als ich dann das Drehbuch zu dem Film Napola erhielt, stellte ich fest, wie deutlich das dort beschriebene Geschehen von den historischen Realitäten abwich.

Unvereinbar mit den damaligen Gegebenheiten waren der Weg eines 14-jährigen Volksschülers aus Berlin auf eine entlegene Napola, das Ausklammern der Kriegslage 1942/1943, die einseitige Betonung eines den Gegner „vernichtenden“ Boxens und weitere

überspitzte Handlungsstränge. So gab es einen Jungmann, der auf der Napola offenbar über Jahre hinweg Bettnässer war. In der Realität wäre dieser Junge längst von der Schule gewiesen worden. Erste Wurfübungen wurden hier sofort mit scharfen Handgranaten gemacht, Kinder bewaffnet bei der Jagd auf entflohene Kriegsgefangene eingesetzt. Im Winter sollten die Zöglinge unter der Eiskecke eines Sees schwimmen.

Bei einer Reihe von Arbeitsgesprächen mit dem Regisseur Dennis Gansel habe ich auf bestimmte Grundregeln hingewiesen. Man kam erst nach umfassenden Prüfungen und im Alter von 10 Jahren auf eine Napola. Dort sollten Lehrer und Schüler gemeinsam leben, „ritterlich“ zu kämpfen lernen wie ein englischer „gentleman“, gekoppelt allerdings mit harter körperlicher „Ertüchtigung“. Ältere Jungen konnten nur auf wenigen NPEAen in spezielle „Aufbau-Züge“ eingegliedert werden. Nach vielen kritischen Anmerkungen, auch zu Detailfragen, lautete im Mai 2003 mein abschließender Vorschlag, die für Gansel offenbar unverzichtbare Geschichte einer Freundschaft zwischen einem jungen Boxtalent aus einfachen Verhältnissen und dem Sohn einer führenden Persönlichkeit aus der Gebundenheit an die NS-Zeit von 1942/43 zu lösen und an einer fiktiven Eliteschule spielen zu lassen.

Dann habe ich den fertigen Film gesehen. Dem Titel *Napola* war der offenbar als werbewirksam empfundene Untertitel *Elite für den Führer* hinzugefügt worden. Statt des 14-jährigen Protagonisten, der gerade die Volksschule beendet hatte, begegnete man nun einem 17-Jährigen, der sich drei Jahre nach Abschluss der Volksschule ohne Lehre, unbehelligt weder von der gesetzlichen Pflicht zum Berufsschulbesuch noch der unausweichlichen Einbindung in die „Hitlerjugend“ als Hilfskraft in einer Kohlenhandlung ein paar Mark verdiente und in einem zivilen (!) „Boxverein Wedding“ trainierte - ein in Nazideutschland undenkbarer Fall. Warum seinem Vater erst drei Jahre nach Beendigung der Schule ein Lehrvertrag für den Jungen Friedrich angeboten wurde, blieb ohne Begründung; anscheinend ein Rudiment früherer Drehbuchfassungen.

Auch der weitere Weg der Hauptfigur wurde von historisch nicht vertretbaren Darstellungen begleitet. Der Auswahlprozess für eine Napola verlief in der Realität mehrstufig und schloss obligatorisch eine „Prüfungswoche“ ein, in der

die intellektuelle wie die körperliche Leistungsfähigkeit getestet wurden. Er war weitaus anspruchsvoller, als es der Film glauben machen will, der eine „rassische Untersuchung“, Hallensport und ein markiges Bekenntnis zur herrschenden Ideologie als ausreichend zeigt.

Die Räumlichkeiten der Schule, die im Film in einer Burg residiert, und die Schauplätze in ihrem Umfeld sind so primitiv dargestellt, dass eine elitäre Ausbildung unmöglich gewesen wäre. Die Stuben stellten hier eine kasernenähnliche Mischung aus Schlafraum und Kleider-Aufbewahrung dar, ohne erkennbaren Platz für Schularbeiten und Freizeitaufenthalt. In den Unterrichtsräumen ist keine qualifizierte Ausstattung für fachlich hochwertiges Lernen (in Biologie, Chemie, Physik, Musik) zu erkennen. Die Darstellung des Unterrichts dient augenscheinlich nicht einer Elite-Ausbildung, sondern nur einer Beweisführung für primitive ideologische Indoktrination.

Darüber hinaus besitzt die „Napola Allenstein“ offenbar keinen Sportplatz. Frühsport und normaler Sport (Hochsprungübungen) werden auf dem Kopfsteinpflaster vor der Burg durchgeführt. Einzig eine große Trainingshalle mit einem Boxring wird vorgestellt, als handele es sich um eine Sonder-Napola für Elite-Boxer. Im Speisesaal fungieren nicht, wie es auf den Internaten üblich war, Jungmannen als „Essenholer“, sondern es servieren junge Mädchen, was absolut unmöglich war. Die Mädchen im Film haben überdies keine weitere Funktion, als nachts bei fehlender „Verdunkelung“ von 17-Jährigen in ihren hell erleuchteten Zimmern beobachtet zu werden. In der Begrüßung zum neuen Schuljahr verkündet der Anstaltsleiter, hier künftige Gauleiter (ein Parteiamt) für ein NS-Weltreich erziehen zu wollen, die dann in Washington und Kapstadt ihren Dienst tun sollten. So gibt er sich mehr als Chef einer „Ordensburg“, einer übergeordneten Weiterbildungsanstalt, von denen es gerade zwei in Nazideutschland gab und auf denen die Spitzen des Parteinachwuchses ausgebildet wurden.

Die Napola sollte dagegen, in der Tradition der preußischen Kadetten-Anstalt, vorrangig Nachwuchs für Wehrmacht und Staat heranbilden. Dem widerspricht im Film *Napola* auch, dass das Kriegsgeschehen 1942/43 (und speziell der Vorstoß an die Wolga mit der

Schlacht um Stalingrad) völlig ausgeblendet wird. Ich wurde auf der Napola 1940 sogleich mit der Meldung begrüßt, dass die „Inschutznahme des Nordens“ (die Besetzung von Dänemark und Norwegen) geglückt sei. Ihren Höhepunkt erreicht die historische Fehldarstellung in *Napola* in der Figur eines Pastors. Er ist dafür zuständig, den Jungen die Nachricht vom „Heldentod“ eines nahen Angehörigen zu überbringen. Die Zöglinge dieser Eliteschulen eines nicht-christlichen Regimes wurden jedoch prinzipiell der Kirche entfremdet, erhielten mit 14 Jahren eine feierliche „Schwertleite“ und keine Konfirmation (dafür konnte nur auf dringliches Verlangen der Eltern außerhalb des N.P.E.A.-Areal eine Ausnahmeregelung getroffen werden).

Da die in Dennis Gansels Film gezeigte Napola-Erziehung in entscheidenden Punkten nicht den historischen Gegebenheiten entspricht, sondern vielmehr durch eine bewusste Vergrößerung die realen Gefahren einer vielschichtig angelegten nationalsozialistischen Indoktrination geringer erscheinen lässt, als sie wirklich war, trägt der Film *Napola* leider zu einer falschen Sicht auf die Geschichte des Dritten Reiches bei. Deshalb habe ich bei OLGA-Film darauf bestanden, nicht als „historischer Berater“ im Abspann genannt zu werden.

[Hans Müncheberg, geboren 1929, kam 1940 auf die Napola Potsdam. Mit 15 Jahren wurde er als Kindersoldat in den Krieg geschickt und noch am 2. Mai 1945 schwer verwundet. Er arbeitete als Dramaturg und Autor beim Fernsehen der DDR. Unter dem Titel *Gelobt sei, was hart macht* schrieb er seine Erinnerungen nieder, die in der DDR aber nicht erscheinen durften. Nach einer ersten, gekürzten Fassung von 1991 ist das Buch mittlerweile in der überarbeiteten, zweiten Auflage beim Nora-Verlag in Berlin erhältlich (www.nora-verlag.de).]

[Die Bibliothek der Zeitzeugenbörse besitzt zwei Ausgaben dieses Titels]

In eigener Sache

Hinweis

Bitte im Büro melden, wer **Lebenserfahrungen** in bestimmten Berliner **Bezirken** zu bestimmten **Begebenheiten** und **Zeiten** hat.

Wer lebte z.B. in der Sonnenallee, als sie noch Braunauer Straße hieß und erinnert sich an zeittypische Vorkommnisse?

Neu in der ZeitZeugenBörse

Dr. Rolf Triesch

Ich wurde 1957 in Thüringen geboren, kam 1978 durch mein Lehrerstudium (Russisch und Geschichte an der Humboldt-Universität) nach Berlin und bin seitdem durch Arbeit und Familie hier sesshaft geworden.

Nach dem Studium erhielt ich die Chance zu promovieren und arbeitete bis zur Wende

und Abwicklung in der zeitgeschichtlichen Forschung. Anschließend war ich bis 2011 in kaufmännischen Positionen tätig. Ein erfreulicher Zufall brachte mich vor einem Jahr mit der Zeitzeugenbörse in Kontakt und damit wieder zurück zu meinen beruflichen Wurzeln. Hauptsächlich suche ich natürlich weiter nach einer Arbeitsstelle, aber nebenbei bin ich gern in der ZZB bei der Zeitzeugen-Vermittlung aktiv und schreibe gelegentlich Artikel für die Monatsbriefe.



Mitgliederversammlung der ZeitZeugenBörse

Am Mittwoch, 27. März 2013, findet von 15-17 Uhr die jährliche Mitgliederversammlung in der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit An der Urania 4-10 statt. Alle Vereinsmitglieder sind herzlich dazu eingeladen. Sie erhalten noch eine gesonderte Einladung. Da turnusgemäß Neuwahlen für den Vorstand stattfinden, würden wir uns über eine rege Teilnahme freuen. Sie erreichen die Landeszentrale mit der U2 Wittenbergplatz und mit den Bussen 29 und 100."

Gratulationen



*Wir gratulieren allen im
Februar geborenen Zeitzeugen*

02.02. Ulrich Waack, 03.02. Helga Deglmann
04.02. Else Danielowski, 04.02. Alice Pless
05.02. Erika Schroeder, 06.02. Herbert Reiprich
10.02. Anna Fuchs, 11.02. Georg Geismann
15.02. Peter Lorenz, 16.02. Walter Sylten
20.02. Hans-Karl Behrend
21.02. Klaus Schulz-Ladegast
24.02. Rosemarie Bender-Rasmuß
25.02. Dorit Albrecht, 26.02. Hubert Draeger
26.02. Carsten Häusler, 27.02. Gertraud Tietz



Zeitzeugen gesucht

Nr. 08/213 Frühere Anwohner der Duisburger Straße (und Umgebung) zwischen 1910 und 1945 für Masterarbeit

Nr. 232/12 Für einen Beitrag im Magazin UPON PAPER mit dem Thema Erste Liebe in der Weimarer Republik, im 2. Weltkrieg, in Berlin während der Teilung oder in der Nachwendezeit werden auf Wunsch anonym bleibende Zeitzeugen gesucht.

Nr. 245/12 RBB Inforadio realisiert eine Reportage zum Thema „Reichsmütherschule im Wedding“ und sucht dafür eine Zeitzeugin, die in Berlin oder in einer anderen Stadt die Reichsmütherschule besucht hat. Auch eine Tochter käme in Frage.

Nr. 246/12: Für eine Erhebung zur geistigen Fitness im Alter an der FU Berlin werden freiwillige Teilnehmer ab 60 Jahren gesucht.

Nr. xxx/12: Studentin sucht Zeitzeugen, die zwischen 55 und maximal 70 Jahre alt sind, die in der DDR gelebt und zu dieser Zeit als

Betriebsangestellte gearbeitet haben, die damals selber privat fotografiert haben und bereit sind, einige ihrer Bilder zu zeigen, und die möglichst in Berlin und Brandenburg leben.

Ankündigung

Die nächsten Gelegenheiten zum Besuch der „Alten Eisen“ gibt es in der

ufafabrik Tempelhof

Viktoriastraße 10-18, 12105 Berlin

Theaterkasse: 030-755030

Freitag, 1. Februar 2013, 16 Uhr

Samstag, 2. Februar 2013, 19 Uhr

Sonntag, 3. Februar 2013, 16 Uhr

... ein Musical über das Alter, über die immer währende Sehnsucht nach der Großen Liebe und über die Suche nach Ersatzteilen für die müder werdenden Knochen. Erzählt, gesungen und gespielt von rund 40 Seniorinnen und Senioren zwischen 60 und 90 Jahren und einer Live-Kapelle. Vorseilendes Gelächter und hinterherhinkendes Nachdenken sind garantiert.



Foto: Opa Hikmet, Bäckermeister türkischer Herkunft stürzt zwischen der sündig-roten Erdbeertorte, dem tanzenden Baklava und der singenden Mozartkugel (Foto: Thomas Protz)

Unsere Veranstaltungen

Mittwoch, 13. Februar 2013 um 15 Uhr

Generationen im sozialen Wandel: Ein Problem von Zeitzeugenschaft

Prof Dr. Albrecht Goeschel

Vortrag und Diskussion

Zeitzeugenschaft bezieht sich wie Geschichtsdenkmale vorrangig auf historische Großereignisse – Staatsgründungen, Kriege, Revolutionen, soziale oder Naturkatastrophen –, denen man langfristige Wirkungen unterstellt und die daher, sei es als Vorbild, sei es als Warnung, als bewusste Erinnerung wach gehalten werden sollen. Der Alltag der Menschen aber ist in der Regel von Bedingungen geprägt, denen diese „historische Größe“ fehlt, die aber dennoch das Lebensgefühl und die Selbstwahrnehmung ganzer Generationen bestimmen. In einem rasanten sozialen Wandel, in dem wir uns zurzeit befinden, werden aber diese bestimmenden Faktoren des Alltags zurückliegender Generationen nicht nur schnell vergessen, sie werden von Nachfolgenden als irrelevant zurückgewiesen und im Bewusstsein der jeweils Jüngeren als bedeutungslos entwertet und vergessen. Einem solchen Vergessen sucht eine Geschichte historischer Generationen entgegenzuwirken, die deutlich macht, wie sehr das jeweils Neue auf einem Alten basiert, und sei es im Widerspruch.

Donnerstag, 28. Februar 2013 um 15 Uhr

Überleben in Riga und Stutthof. Zwei Historiker umringt von Zeitzeugen.

Dr. Peter Klein

Vortrag und Diskussion

Die Ausgangssituation war sehr speziell: Als Historiker hatten wir Aussagen von vielen jüdischen Überlebenden der Deportationstransporte nach Riga (1941-1942) im Rahmen bundesdeutscher Strafprozesse höchst aufmerksam gelesen. Einige der Überlebenden hatten Memoiren veröffentlicht, andere waren gefragte Interviewpartner geworden. Wir zwei Autoren waren also wohl vorbereitet, als wir 1998 zu einem Jahrestreffen der deutschen Überlebenden in New York hinzu geladen wurden. Wenn wie aus dem Nichts zwei Historiker auftauchen und Zeitzeugen im größeren Kreis erklären, was sie jene dreißig Jahre vorher dem Gericht erzählt hatten, dann war unvermutet eine Situation geschaffen, auf die wir alle gar nicht vorbereitet waren. Von Zeitzeugen umringt und in eher munteren Gesprächsrunden, die so gar nichts mehr mit dem bedeutungsschweren „Zeugnis ablegen“ zu tun hatten, wurden einmalig wichtige Informationen gegeben, Anekdoten „zurechtgerückt“ und es wurde an Tabus gerührt, über die man eigentlich nicht reden hatte wollen.

Lit. Andrej Angrick, Peter Klein Die „Endlösung“ in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2006. 520 S.

Moderation Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit - 10787 Berlin, An der Urania 4-10 (Seminarraum)
Ecke Kurfürstenstraße, Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz
Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße - Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers; Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer

ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin, ☎ 030 – 44046378, ✉ 030 – 44046379

Mail: info@zeitzeugenboerse.de - www.zeitzeugenboerse.de - Büro: Mo, Mi, Fr 10 -13 Uhr

Druck: Typowerkstatt Bodoni-Museum, Krausnickstraße 6, 10115 Berlin

☎ 030-2825137/28387569, ✉ 030-28387568 Mail: info@bodoni.org

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe

Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Wer den *ZeitZeugenBrief* statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr:

Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer 3340701